


UC-NRLF
$B 457 990





Zur

Helmbrecht-Kritik

in

Pfeiffers Germania.

Von

Friedrich Keinz

Assistent an der k. Hof- und Staatsbibliothek.



München

Commissionsverlag bei Jos. Ant. Finsterlin

1866.

Druck von F. Straub (Wittelsbacherplatz 3) in München.

Errata.

S. 3 Z. 17 l. des, S. 4 Z. 10 -bergs, S. 8 Z. 18 Ruodlieb.

Die auf dem Titelblatte genannte Wiener Zeitschrift hat mir durch einen Aufsatz in ihrem vorletzten Hefte, Bd. X. 4, erfreulicher Weise Gelegenheit verschafft, mich gegenüber den zahlreichen Freunden der Dichtung des Helmbrecht über das Schicksal meines Büchleins auszusprechen. Mit Recht kann ich sagen den zahlreichen Freunden, denn zu den bereits vorhandenen hat mein Büchlein dem Gedichte auch in Kreisen, die sich sonst nicht mit mittelhochdeutscher Poesie beschäftigen, viele Liebhaber gewonnen, wie ich nicht bloss aus geschriebenen und gedruckten Aeusserungen, sondern auch aus dem binnen Jahresfrist beinahe vollständigen Verschwinden einer für ein solches Literaturerzeugniss starken Auflage schliessen kann.

Als ich vor etwas mehr als einem Jahre meine Schrift in den Druck gab, beschlich mich hie und da einige Beklommenheit über das Geschick, das derselben warten mochte, wie es bei einer ersten Arbeit erklärlich ist. Dazu kam aber auch noch der missliche Umstand, dass die Beschaffenheit des Gegenstandes meine Arbeit zu gewissen Theilen als eine Streitschrift erscheinen liess, die sich gegen einen Gelehrten von Ruf kehrte. Doch das konnte ich nicht ändern und musste also bereit sein, die Folgen zu tragen. Freilich fehlte es dabei auch nicht an Ermuthigung; denn abgesehen von dem tröstlichen Bewusstsein, einer schönen Sache mit aufopfernder Hingebung gedient zu haben, bekam das Büchlein eine seltene Empfehlung auf den Weg, indem Hr. Prof. C. Hofmann, der mich zu der Arbeit angeregt hatte, die Hauptergebnisse derselben zum voraus in den Sitzungsberichten der k. b. Akademie der Wissenschaften (1864. II. 3. S. 181 ff.) den Fachmännern bekannt gab, und damit auf das erscheinende Büchlein hinwies.

Der Erfolg war über alle Erwartung günstig. Eine grosse Anzahl von Fachautoritäten erklärte sich mit den Ergebnissen meiner Untersuchung einverstanden. Theils in Briefen an Hrn. Prof. Hofmann oder an mich, theils mündlich, theils in gedruckten Recensionen haben mich ihrer Zufriedenheit und Uebereinstimmung versichert die Hrn. Professoren Bartsch in Rostock, Haupt in

Berlin, Hildebrand in Leipzig, v. Karajan in Wien, v. Keller in Tübingen, Kuhn in Berlin, Müllenhoff in Berlin, Müller in Göttingen, v. Raumer in Erlangen, Scherer in Wien, Schleicher in Jena, Simrock in Bonn, Wackernagel in Basel, lauter Namen ersten Ranges in der altdeutschen Wissenschaft. Es fällt mir selbstverständlich nicht ein, mit Erwähnung dieser Männer sagen zu wollen, dass sie alles und jedes, was in meinem Büchlein steht, hätten gutheissen wollen; ich selbst hätte, schon nachdem es gedruckt vor mir lag, manches wieder anders gewünscht, aber die Hauptergebnisse der Untersuchung wurden angenommen und der ehrliche Wille des Untersuchenden anerkannt.

Dazwischen erschienen zustimmende Besprechungen und Kritiken in öffentlichen Blättern: Bayerische Zeitung 1865, 1. Februar, Warte am Inn von Braunau (Heimat des Gedichts) 1865, 27. Febr., Allgemeine Zeitung von Augsburg 1865, 18. März, Europa von Leipzig 1865 Nr. 15, Germania in Wien Bd. X. 4. und andere Blätter. Nachdem es mir mittlerweile vergönnt gewesen war, in den Sitzungsberichten der k. b. Akademie der Wissenschaften (1865. I. 4. S. 329) einen die früheren Ergebnisse bestätigenden und ergänzenden Nachtrag zu geben, brachte der Jahresschluss drei Besprechungen fast zu gleicher Zeit, eine mehr referirende mit Anerkennung, offenbar von sachkundiger Hand, in der Kölnischen Zeitung 1866, 5. Jan., eine wissenschaftliche Kritik in dem Göttingischen Gelehrten-Anzeiger 1865 Nr. 50, welche sich mit den Ortsbestimmungen vollkommen einverstanden erklärte, und auch das Verdienstliche der Aufklärung einiger bis dahin nicht oder mangelhaft verstandener Ausdrücke hervorhob; endlich eine Kritik in der Germania. Letztere ist der Art abgefasst, dass ich mich sowohl im Interesse des Gedichtes als in dem meiner Untersuchung genöthigt sehe, einiges zu erwiedern, wobei ich auch noch den Vortheil habe, manche meiner früheren Behauptungen zum Theil mit Hilfe des nun vorhandenen Widerspruchs weiter erhärten zu können. Die Veröffentlichung dieser Erwiderung ist durch Umstände, die zu ändern nicht in meiner Macht stand, bis jetzt verzögert worden, was indess der Sache selbst kaum Eintrag thun wird.

Ehe ich an die Besprechung dieser Kritik im Einzelnen gehe, muss ich die Arbeit im Ganzen charakterisiren. In einem aus „Bagnères de Bigorre August 1865" datirten Artikel sucht Hr. Dr. C. Schröder aus Mecklenburg nachzuweisen, dass die Untersuchung über den Helmbrecht durch meine Arbeit durchaus keinen Fortschritt gemacht habe, dass vielmehr die Gründe, welche ich vorbringe, theils auf Missverständniss beruhen, theils nichtssagend, grösstentheils aber der Art seien, dass es sich kaum der Mühe

verlohne, darauf weiter einzugehen. Man sieht daraus, dass er sich kein geringeres Ziel gesteckt hatte, als meine Arbeit als völlig werthlos hinzustellen. Diesen Zweck verfolgt er auf zweierlei Arten, indem er von meinen Gründen die einen verschweigt, die anderen bestreitet, hie und da auch seine eigenen Einfälle als von mir vorgebrachte Argumente hinstellt und dann widerlegt.

Um für das erste einen Beleg zu geben, erwähne ich, dass er von der Nachweisung der wirklichen Existenz eines in jener Gegend berühmten Brunnens in Wanghausen kein Wort sagt, und doch ist dieser Gegenstand so bedeutend, dass auch Hr. Prof. Hofrath Holtzmann, der in ehrenwerther Offenheit bekannte, dass er die Frage noch nicht für völlig entschieden halte, ausdrücklich hervorhob, „die Nachweisung eines Brunnens in Wankhausen (und eines Helmbrechtshofes in nicht zu grosser Entfernung) ist von grossem Gewicht.“ Aehnlich noch bei mehreren Gelegenheiten. Auf den Inhalt der Bestreitung der von mir vorgebrachten Gründe werde ich sofort des Näheren eingehen.

In bezeichnender Weise beginnt Hr. Sch. seinen Aufsatz mit einer Unwahrheit. Um dem Leser schon im Voraus eine niedrige Meinung von meiner Arbeit beizubringen, nennt er sie „eine in weiterer Ausführung mehrerer schon von Muffat beigebrachter Argumente angestellte Untersuchung.“ — Ich will von Hrn. Sch. nicht verlangen, dass er sich mit jener Objectivität und Sachkenntniss, die einer wissenschaftlichen Kritik zu Grunde liegen muss, mit dem Gegenstande hätte beschäftigen sollen; aber eine Untersuchung, die offenbar mit Liebe zur Sache und redlichem Eifer geführt ist, kann wenigstens darauf Anspruch machen, dass der sie Kritisirende wisse, von was er redet und dass er nicht wissentlich Unwahrheiten vorbringe.

Hrn. Archivrath Muffat verdankt man, wie ich gebührend hervorgehoben zu haben glaube, die Nachweisung des urkundlichen Helmbrechtshofes. Wenn man nicht etwa die Nachweisung Wanghausen's betonen will, die schon zwanzig Jahre früher von Karajan-Haupt gegeben worden ist, und die auch mir, da ich im östlichen Bayern meine Heimat habe, nicht schwer gewesen wäre; so ist dies der einzige, freilich höchst wichtige Nachweis, den ich auch benützen konnte; und auch bei diesem musste ich erst feststellen, welcher von den Höfen in dem ehemaligen Obern Amte des Weilharts oder in der Obmannschaft Gilgenberg sich als der Helmbrechtshof erweisen liess: von Wanghausen aber war gerade die Hauptsache, der Brunnen, vor meiner Untersuchung unbekannt. — Welchen Sinn haben nun in Hrn. Sch.'s Sprache die Worte: weitere Ausführung mehrerer schon vorgebrachter Argumente?

Unmittelbar daran reiht sich, dass Hr. Sch. bei Nennung des Helmbrechtshofes in Parenthesen beisetzt: „dessen Name heute verloren ist.“ Seite 17 meines Buches sage ich aber ausdrücklich, dass das Lenzengut zu Reit alten Leuten noch unter dem Namen Helmbrechtshof bekannt ist; und selbst diess wäre entbehrlich, nachdem einmal urkundlich feststeht, dass der Name zur Zeit des Gedichtes und noch mehrere Jahrhunderte weiter auf dem Anwesen haftete.

Weniger wesentlich ist, dass er bei Anführung des Haldenbers sagt, es sei bedenklich, dass das *H* sollte verloren gegangen sein, während ich darin einen Schreibfehler oder eine vermeintliche Verbesserung sah. — Dass er den Vers: „zwischen Hôhenstein und Haldenberg“ für bedenklich ansehe, kann ich ihm nicht wehren; aber abgesehen davon, dass er dann auch in der andern Handschrift den Dativ Trûnberc beanstanden muss, lässt sich auch diese ungenaue Sprechweise entschuldigen. Der Dichter, welcher sich nun einmal, um den Ausdruck meines Kritikus zu gebrauchen, zum Referenten einer historischen Thatsache erniedrigte, wollte lieber einen weniger guten Vers machen, als die historische Treue beeinträchtigen.

So weit ergeht sich Hr. Sch. über „die formellen Bedenken“ und wendet sich dann zu den „innern Gründen, die gegen Keinz sprechen.“ Da er aber unter den letzteren wieder auf Oertlichkeiten zu sprechen kommt, so will ich diese gleich hier behandeln.

Dass der „ehemalige“ Helmbrechtshof seinen Namen von einem Besitzer Helmbrecht hatte, ist wirklich auch für Hrn. Sch. zweifellos. „Aber auch wenn wir annehmen wollten, dass wir es mit historischen Persönlichkeiten zu thun haben — eine Annahme, die nicht gerechtfertigt und kaum räthlich erscheint — so ist es unmöglich zu erweisen, dass gerade unser in Rede stehender Meier Helmbrecht der Eigenthümer dieses Helmbrechtshofes gewesen sei, sobald einmal der Beweis geführt ist, den Keinz S. 70 selbst führt, dass der Name Helmbrecht ziemlich verbreitet war, sogar nicht bloss unter dem Bauernstande, wie aus der angeführten Bezeichnung „daz Helmperhtis schergamt“ hervorzugehen scheint.“ In Bezug hierauf bitte ich den Leser nur, die Gründe, durch welche ich die Heimat Helmbrechts festzustellen suchte, mit jenen zu vergleichen, womit Hr. Sch. die Identität Wernhers des Gärtners und des Bruders Wernher beweisen will und dann brauche ich diese meine Behauptung nicht von neuem zu vertheidigen. Nur muss ich erwähnen, dass bei dieser Gelegenheit Hr. Sch. wieder ein kleiner lapsus memoriae begegnet ist: ich habe nicht gesagt, dass der Name Helmbrecht ziemlich verbreitet war, was nichts bewiesen hätte, sondern dass er in dieser Gegend nicht

selten war, quod erat demonstrandum. Von den drei Beispielen, die ich anführe, ist das erste der Helimbreht villicus de Ranshofen ad annum 1150 und das dritte der Bauer Helenbrecht in der Gegend des Helmbrechtshofes im Salbuch von 1240 circa (also wohl der Vater unseres Helmbrecht selbst. In der Zwischenzeit aber, zwischen 1157 und 1190 hatten die Chorherren von Ranshofen die Kirche in Gilgenberg erbaut und also wohl auch diese Gegend urbar machen lassen. Da liesse sich vielleicht auch einiger Zusammenhang (freilich für Hrn. Sch. wieder ein nichtssagender) vermuthen. Das Helmperhtis schergampt aber überlasse ich ihm vollständig zur Beute; er scheint ja doch gewiss zu wissen, dass die Inhaber der Schergenämter oder die praecones adelige Leute sein mussten. Nachträglich bemerke ich noch, dass der letztgenannte Helmbrecht selbst in einer Ranshofener Urkunde (Mon. Boic. III. S. 307 ad annum 1225) erscheint, und zwar als simpler Helmbertus preco.

Hieher gehört auch eine spätere Bemerkung Hrn. Sch.'s über den Helmbrechtshof. Das betreffende Argument hat er Hrn. Pfeiffer abgelernt. Dieser sagt (Forschung und Kritik S. 9): „Die Möglichkeit, dass unter Hohenstein und Haldenberg jene beiden Burgen am Lech und in Franken gemeint sind, soll nicht geleugnet werden" — und (a. a. O. S. 17 Anm. 1.) „Er (der Schreiber der Ambraser Handschrift) war ein Schreiber von Beruf, und dieser konnte ihn leicht einmal nach Haldenberg und Hohenstein geführt haben, die er dann an unpassender Stelle einschob." Ganz ähnlich Hr. Sch. beim Helmbrechtshofe: „Vielmehr möchte der Sachverhalt eher der sein, dass ein Abschreiber, der von der Existenz eines Helmbrechtshofes Kenntniss hatte, diesen für den Schauplatz der Erzählung hielt, und nun die ursprünglichen Namen in andere aus der näheren Umgebung desselben, die er ungenau gab, verwandelte." Damit lässt mir Hr. Sch. wenigstens den Ruhm, dass ich diese verwandelten Namen richtig gedeutet habe, was ihn wohl auch am Anfange seines Aufsatzes zu dem Stossseufzer genöthigt hat, dass über die örtlichen Angaben des Gedichtes die Meinungen getheilt geblieben sind und es „vielleicht" bleiben werden. — Im Uebrigen brauche ich über obiges Argument wohl nichts zu sagen.

„Dass sich nahe dem Helmbrechtshofe eine Kienlîte, also ein mit Kienholz bewachsener Bergabhang und daran ein schmaler Steig findet, ist" — nach Hrn. Sch. — „ganz unwesentlich, denn wo in Gebirgsgegenden findet sich eine solche Localität nicht? Und wie viel Gehölze sind seit jener Zeit neu angelegt." Nicht dass ein Abhang mit Tannenbestand an jenem Platze vorkommt, schien mir wichtig, sondern dass noch jetzt der nämliche Name,

wie in unserem Gedichte, dort als Eigenname des Platzes lebt, hielt ich für einen wesentlichen Beweis für meine Helmbrecht-thesis. Hr. Sch. mag mir glauben, wenn ich ihm sage, dass ich ungeachtet vieler Wanderungen durch bayrisches und österreichisches Land den Namen sonst nie gehört habe, womit ich freilich nicht sagen will, dass er überhaupt sonst nirgends vorkommen könnte. Auch unserm auf jedes Wörtchen so unendlich aufmerksamen Forscher Schmeller scheint er nicht vorgekommen zu sein, da er ihn sonst gewiss unter Kien oder unter Leite gebracht hätte. Für mich war gerade das von höchster Wichtigkeit, dass der Name da ist, wo man ihn nach unserem Gedichte suchen muss. Wenn es Hrn. Schröder auffallend erscheinen sollte, dass ich so darauf erpicht bin, in dem nach ihm gewöhnlichen Worte Kienleite einen Eigennamen zu wittern, so erlaube er mir ein Beispiel; er weiss gewiss, dass es in Bayern eine grosse Anzahl von Wäldern gibt, also lauter bayrische Wälder: er rede aber einmal einem Bayer von dem bayrischen Walde und augenblicklich wird er die Phantasie seines Zuhörers an die böhmische Grenze versetzt haben. Oder wenn ihm dieses Beispiel unpassend scheinen sollte, ein anderes. Eine Stunde östlich von Passau erhebt sich ein Bergabhang mit Tannenbestand; er heisst beim Volke — nicht Kien- sondern — Kräuterleite; wenn nun schon Tannen auf Leiten nichts seltenes sind, so wird es vielleicht keine geben, die nicht mit Kräutern bewachsen wäre, und doch möchte ich Hrn. Sch. nicht die schwierige Aufgabe zuweisen, eine zweite Leite dieses Namens zu suchen. Das Volk hat eben, zum Theil lange vor der Helmbrecht-Dichtung, ohne Gelehrte zu befragen, hervorragenden Plätzen ihre Namen gegeben und wurde dabei meist von so richtigem Instinct geleitet, dass der nämliche Name, auch für den gleichen Gegenstand, sich nicht leicht auf eine ziemliche Ausdehnung wiederfindet. Auch im Weilhart gibt es mehrere Leiten, die mit Kienholz bewachsen sind, aber den Namen hat nur eine.

Nun zu den „innern Gründen, die gegen Keinz sprechen.“

Zuerst erfahren alle, die bisher über den Helmbrecht geschrieben haben, dass sie durchaus im Unrecht sind, wenn sie die Verse 7 und 8

hie will ich sagen waz mir geschach,
daz ich mit mînen ougen sach

als baare Münze genomen haben. So wenig man Neidhart alles glauben dürfe, so wenig man die Versicherungen der neueren Romanciers in Bezug auf „diese höchst wahrhafte Geschichte“ buchstäblich genau nehmen dürfe, so wenig sind wir berechtigt, in den Worten des alten Dichters etwas anders als eine Redensart zu erblicken. Ich überlasse diesen Machtspruch seinem Schicksal

und bemerke nur, dass wir also, gerade weil der Dichter so gesagt hat, ihm nicht glauben dürfen; eher könnte man es wohl thun, wenn er nicht so gesagt hätte.

Hr. Sch. fährt fort: „Halten wir uns ängstlich an die Versicherung des Dichters, mit andern Worten, erniedrigen wir ihn zum blossen Referenten einer historischen Thatsache, so haben wir auch an die factische Existenz der berühmten Haube zu glauben; so wäre schliesslich nicht etwa der Dichter so wissenschaftlich gebildet, dass er vom Trojanerkrieg, von Karl dem Grossen, von der Rabenschlacht Kunde hat, wie Keinz will (S. 71), sondern vielmehr der respective Verfertiger der Haube, also etwa die Nonne.“ Hier haben wir zuerst Act zu nehmen von der Definition, die Hr. Sch. vom Dichter gibt. Wenn ich den oben durchschossen gedruckten Satz richtig auffasste, so heisst er doch nicht anders als: je sicherer die in einem Gedichte vorgetragene Geschichte sich erweisen lässt, desto weniger hat der Erzähler auf den Namen eines Dichters Anspruch. Auf die Behandlung kommt dabei natürlich gar nichts an. Die Erzählung mag in noch so schöner Form, in noch so poetischer Einkleidung gegeben sein, sobald sich die ihr zu Grunde liegende Thatsache als historisch, als wirklich geschehen nachweisen lässt, so streicht Hr. Sch. den Erzähler aus seiner Dichterliste oder versetzt ihn wenigstens in die allerletzte Reihe. Wie wenig haben doch gewisse Leute, wie ein Homer, ein Shakespeare, ein Schiller das Wesen des wahren Dichters erfasst, dass sie sich mit erweislich historischen Stoffen beschäftigten und wie setzen unsere Gelehrten z. B. den Homer herunter, dass sie noch jetzt den historischen und geographischen Hintergrund seiner Erzählungen zu eruiren suchen. Hübsch ist es auf jeden Fall, dass Hr. Sch. dem Dichter durchaus nicht erlaubt, historisch treu zu sein, dass er ihm dagegen gerne gestattet, sich „wie die neueren Romanciers“ den Schein historischer Treue zu geben, und Persönlichkeiten sowie geographische Namen (nur nicht die der Wiener Handschrift) zu erlügen. Das Zerrbild, das er uns auf diese Weise vom Dichter gibt, ist ein würdiges Seitenstück zu demjenigen, das man durch seine Uebersetzung von der Dichtung erhält. (S. den Anhang.)

Was die Vindicirung der erwähnten Kenntnisse für die Nonne betrifft, so möchte vielleicht auch einiger Unterschied zwischen der allgemeinen bildlichen Darstellung die von Ereignissen der Sage auf der Haube gegeben war, und der Schilderung, die uns der Dichter davon entwirft, vermuthet werden können. Ich habe selbst S. 70 die Vermuthung ausgesprochen, dass der Dichter die Gelegenheit benützen mochte, um seine Kenntniss der Sage darzulegen und habe dann nur noch ein Paar Sätze hinzugefügt,

durch welche ich wenigstens die Möglichkeit der „factischen Existenz" von Helmbrechts Schicksalshaube darzuthun suchte.

Hieran reiht sich die Besprechung meiner Hypothese bezüglich des Dichters, in welchem ich, wie ich S. 14 und 15 meines Buches erörtere und in meinem Nachtrage*) weiter erhärtet habe, einen Mönch des Klosters Ranshofen finde. Hr. Sch. lässt sich hierüber wie folgt vernehmen: „Dass überhaupt der Dichter ein Mönch gewesen sei, dafür sprechen weder die genaue Kenntniss des höfischen Lebens, noch die Bekanntschaft mit der profanen Literatur, noch endlich die mehrfachen schlüpfrigen Stellen des Gedichtes."

Ich benütze diese Gelegenheit sogleich, um im Allgemeinen von dem Dichter reden zu können. Es ist hier zuerst zu erörtern, ob man überhaupt annehmen könne, dass ein Geistlicher mit einem weltlichen Stoffe als Dichter auftrat, was indess auch Hr. Sch. nicht ganz in Abrede zu stellen scheint. Dafür bietet nun die deutsche Literaturgeschichte Beispiele genug. Vom Dichter des Waltharius manu fortis, von dem Tegernseer Mönche Froumund, der den Roudlieb dichtete, bis zum Pfarrer Rost von Sarnen, von dem sogar Minnelieder erhalten sind, liesse sich wohl eine Reihe von Dichtern herstellen, die dem geistlichen Stande als Weltpriester oder als Mönche angehörten, und weltliche Stoffe behandelten. Hierüber brauche ich also nicht weiter zu reden, aber gleich hier möchte ich bemerken, dass sich bei verschiedenen derselben Anklänge finden, die nicht gerade auf Unkenntniss des höfischen Lebens deuten oder für die Unbekanntheit ihrer Verfasser mit der profanen Literatur zeugen. Diess könnte vielleicht schon zur Widerlegung des ersten Einwurfs genügen. Aber auch abgesehen davon müssten wir, um für unsern Dichter aburtheilen zu können, erst seine Lebensgeschichte kennen. Muss man denn gerade annehmen, dass unser Wernher als neunjähriger Hirtenknabe in's Kloster gekommen sei, und dann unter lauter Leuten von dem gleichen Bildungsgrade lebend und nur mit Brevier beten beschäftigt die Mauern desselben nicht mehr verlassen habe? Haben die mittelalterlichen Klöster nicht auch ganz andere Leute beherbergt? Gerade vom Kloster Ranshofen, um nicht weiter auf allbekannte Beispiele auszugreifen, lesen wir z. B. dass im Jahre 1180 ein gewisser Liuthold als Probst aufgestellt wurde, der früher ein angesehener Mann und Schatzmeister des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, damals bereits Herzogs von Bayern, gewesen war

*) In den erwähnten Sitzungsberichten der k. b. Akademie der Wissenschaften, wo ich mich auch über den Zweck, den Wernher bei Abfassung seines Gedichtes haben mochte, weiter ausgesprochen habe.

(S. Pillwein: Der Innkreis S. 223 und Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen XVII. II. 351), und zur Zeit unseres Gedichtes hatte das Kloster einen Probst Heinrich (1230—1245) der zugleich Hofkaplan Kaiser Friedrichs II. war (Pillwein S. 223, Archiv S. 359 und Mon. Boic. III S. 331 und 332). Solche Leute konnten doch auch etwas von höfischem Leben wissen und unserem Wernher mittheilen, wenn er es zur lehrreichen Beschreibung einer im Gebiete des Klosters vorgefallenen Geschichte brauchen konnte und wirklich selbst damit unbekannt gewesen sein sollte.

Bezüglich der Kenntniss der profanen Literatur glaube ich, nach den oben angeführten Beispielen von Geistlichen, welche sie kannten und ihre Stoffe für dichterische Arbeiten in entsprechender Weise wählten, nichts weiter sagen zu müssen, da ich höchstens die Zahl der Namen vermehren und die behandelten Gegenstände aufzählen könnte, damit aber nur Allbekanntes sagen würde.

Die schlüpfrigen Stellen des Gedichtes endlich sind wohl nicht so gefährlich. Es finden sich weit stärkere auch bei den besten Dichtern des Mittelalters, was eben nur beweist, dass man sie damals nicht für so verfänglich ansah. Ich habe mich darüber bereits in meinem Büchlein (S. 72 zu V. 113) ausgesprochen, und bemerke hier nur noch, dass der Dichter, der dem Volke das Schicksal Helmbrechts als warnendes Beispiel vorhalten und es dadurch belehren wollte, wohl auch dem Geschmacke seines Publikums einige sicher damals nicht so auffallende Concessionen machen konnte, natürlich nicht um den Neigungen desselben zu schmeicheln, sondern um es zum anhören seiner Geschichte williger zu machen.

Zu v. 849 bemerkt Hr. Sch., dass ein Mönch, wie ich ihn S. 14 schildere, schwerlich Grund haben wird, sich über schlechte Aufnahme zu beklagen. Davon sagt aber auch der Dichter kein Wort. Er bemerkt nur, um recht lebhaft zu schildern, dass man ihm (wohl als einem, der doch auch bei den Leuten beliebt sei) nirgend thue, wie man dem jungen Helmbrecht that, d. h. dass man ihn nirgend so festlich empfange oder so reichlich bewirthe; von da bis zu einer „schlechten Aufnahme“, sollte man meinen, gäbe es noch verschiedene Abstufungen. Sogar einen „leise durchklingenden Neid“ des Dichters liest Hr. Sch. aus dieser Stelle heraus!

Da ich nicht bloss an meinen örtlichen Aufstellungen sondern auch bis zur Widerlegung mit bessern Gründen an meiner Hypothese bezüglich des Dichters festhalte, so habe ich eigentlich keinen Grund, mich über die auf diesen bezügliche Vermuthung meines Kritikers auszusprechen, der Wernher den Gärtner für eine Person mit dem Bruder Wernher erklären möchte. Es

mögen mir indess auch hierüber einige Bemerkungen gestattet sein.

Ich muss hier zuerst die Erklärung des Namens Gartenaere, die Hr. Sch. (nach Forschung und Kritik S. 18) gibt, behandeln. Gegen diese sprechen triftige Gründe: erstens lässt sich das Wort nicht über das 15. Jahrhundert zurück verfolgen, wie Hr. Pfeiffer selbst a. a. O. angibt, zweitens ist die Bedeutung des Wortes, so weit wir es aus dem Gebrauche kennen, gerade keine besonders ehrende, und drittens müsste, da wir es mit einer Verbalableitung zu thun haben, das Wort selbst „der gartaere" lauten (Nominalableitungen wie Hafn-er, Kürschn-er, Mülln-er u. dgl. können hieher nicht verglichen werden).

Für die Identificirung des Bruders Wernher mit Wernher dem Gärtner ist Hrn. Sch. die äusserliche Gleichheit des Namens „natürlich eine starke Stütze". Kurz zuvor sind alle meine Gründe für die Sicherstellung der Person des Helmbrecht, obwohl dabei eine so „starke Stütze" wie die Identität des Namens, nur einen Theil meiner Nachweisung bildet, in ein Paar Sätzen als ungenügend verworfen worden; mein Kritikus ist bei seinem Wernher schon durch den gleichen Namen siegesgewiss.

Auf die einzelnen Vergleichspunkte, die er für die Vereinigung der beiden Wernher zu einem vorbringt, einzugehen, wäre für mich zwecklos. Es genügt anzuführen, dass ihr Werth in einem gewissen Parallelismus der Gedanken oder der Ausdrucksweise beruht.*) Wo aber fände sich der nicht, wenn zeitgenössische, benachbarten Ländern entsprossene Dichter ähnliche Gegenstände behandeln, namentlich wenn diess Gegenstände sind, die zu ihrer Zeit viele Geister in Bewegung setzten. Da hätte Hr. Sch. noch einen andern Dichter finden können, der namentlich auch den Verfall der Sitte im damaligen Oesterreich und zwar auf ziemlich analoge Weise mitunter fast in denselben Ausdrücken darstellt, wie der Dichter des Helmbrecht. Und auch bei diesem hätte es nicht an der „starken Stütze" des Namens gefehlt. Hr. Sch. wird wohl errathen haben, dass ich den Stricker meine. Liest er dessen Namen so, wie ihn manche Handschrift bietet:

---

*) Beispielsweise sei erwähnt, dass unter diesen Parallelstellen auch jene als besonders wichtig vorkommt, dass beide Dichter den Satz behandeln, ein armer aber rechtlicher Mann sei mehr werth, als ein schlechter Adeliger. Das ist gewiss ein alter Gedanke. Hr. Pfarrer Saxeneder, der unermüdliche Forscher, hat mir schon vor längerer Zeit darauf hingewiesen, dass diess ein beliebtes Thema der alten Kirchenväter war und hat als Beleg auch ein Dutzend Stellen aus solchen angeführt.

der Strichaere, so hat er da ja auch leibhaftig den von ihm angenommenen Gart-en-aere, den Herumstreicher. — Parallelstellen zum Helmbrecht könnte auch ich in ziemlicher Anzahl, so z. B. aus dem Parcival und dem Iwein geben, da ich mir seinerzeit eine Sammlung von solchen anlegte, womit aber nichts anderes bewiesen wäre, als dass dem Dichter die Gedanken und die Sprachweise seiner Zeit geläufig waren.

„Keinz hält es für einen Vorzug seiner Deutung, dass alle angegebenen Orte sich auf dem Raume einer Geviertmeile vereinigt finden (S. 18). Richtig gedacht ist diess ein Nachtheil. Denn je enger die Begrenzung, je kleiner der Raum zwischen den verschiedenen Orten ist, desto nichtssagender (ein Lieblingswort des Kritikers Sch.) ist das Lob der Kleidung und des Brunnens. In beiden Fällen musste vielmehr der Dichter seinen Kreis möglichst weit ziehen, wollte er die Vortrefflichkeit der von ihm gepriesenen Gegenstände recht hervorheben.“ So Hr. Sch.

Da mag auch Hr. Prof. Pfeiffer von seinem Vertheidiger „richtig denken“ lernen. Als er mit seiner Vertheidigung der Berliner gegen die Wiener Handschrift hervortrat, betonte er hauptsächlich (S. 12), dass „gegenüber den confusen Angaben der Ambraser Handschrift, die uns in Bayern und Franken durch einige Länge- und Breitegrade an der Nase herumführen, die ein kleines Gebiet scharf umgrenzenden Ortsnamen der Berliner Handschrift schon durch ihre Bündigkeit den Stempel der Echtheit, der innern Wahrscheinlichkeit an der Stirne tragen.“ Das Gebiet der Namen der Wiener Handschrift ist aber, wie wir jetzt wissen, noch um ein kleines enger begrenzt; aber eben desswegen lässt es Hr. Sch. nicht mehr gelten. Er hat wohl bei seiner Beschäftigung mit der höfischen Dorfpoesie den genauen Massstab gefunden, mit welchem man ein derartiges Gebiet abzumessen hat. — „Richtiger gedacht“ müssten wir mit seinem Gesetze auf die 20 Jahre vor Hrn. Pfeiffers Forschung aufgestellte Bestimmung (oder vielleicht auf eine noch umfassendere?) zurückkommen. Damit kommt aber Hr. Sch. zu spät; denn die verdienstvollen Gelehrten, welche bei der Unbekanntheit der von mir eruirten Namen in richtiger Erkenntniss, dass das Gedicht dem bayrischen Boden angehöre, jene Auslegung gaben, haben nach Bekanntwerden meiner Untersuchung mit ächter Wissenschaftlichkeit, wie sie sich von so ausgezeichneten Forschern erwarten liess, ihre hieher bezügliche Meinung aufgegeben und sich für die meinige erklärt. Da kann also Hr. Schr. nichts mehr machen. — Was das „nichtssagende des Lobes“ etc. anbetrifft, so hat eben der Dichter in „erniedrigendem“ Streben nach historischer Treue seinen Bauern einen Gesichtskreis angewiesen, der für sie passt: denn für einen

mittelalterlichen Bauer ist ein Stück Landes von 2 Stunden in die Länge und 2 Stunden in die Breite ein genügendes Gebiet seiner topographischen Kenntnisse.

Sehr schön ist auch, wie Hr. Sch. den „weissen Schacher" ausbeutet: „Was endlich den „weissen Schacher" betrifft, die Kapelle beim weiland Helmbrechtshofe, die nach Keinz (S. 16) an der Stelle, wo Helmbrecht gehängt wurde, von den Verwandten erbaut sein könnte, so geben wir ihm zu bedenken*), dass einmal der Vater, der den lahmen und blinden Sohn so höhnend von sich forttrieb, schwerlich dem Andenken desselben eine Kapelle gewidmet haben dürfte, und sodann dass der blinde Helmbrecht ein Jahr lang umherstrich, und auf dem Schauplatz seiner früheren Räubereien gehängt wurde."

Hier haben wir es zuerst wieder mit zwei der Hrn. Sch. so geläufigen Verdrehungen zu thun, die hier um so schlimmer sind, weil er im einen Falle meine Worte selbst anführt, im andern bei einer Stelle, die er sich offenbar genau angesehen hat, einen Nebensatz weglässet, um dafür etwas zu substituiren, was ich gar nicht, wovon ich eher das Gegentheil gesagt habe. Ich habe in dieser, ausdrücklich, sogar zweimal, als Vermuthung bezeichneten Stelle erwähnt, dass es sehr gut möglich sei, dass die Verwandten jene Kapelle erbauten: Hr. Sch. gibt mir zu bedenken, dass der Vater es schwerlich gethan haben dürfte; — ich habe gesagt, dass vielleicht die Verwandten an der Todesstätte Helmbrechts die Kapelle erbauten, um dadurch nach altem Brauche die Vorübergehenden aufzufordern, für das Heil seiner armen Seele ein Vaterunser zu beten: Hr. Sch. gibt mir zu bedenken, dass der Vater, der seinen lahmen und blinden Sohn höhnend forttrieb, schwerlich dem Andenken desselben eine Kapelle gewidmet oder mit andern Worten ihm ein Monument errichtet haben dürfte. Kann man die Verdrehung noch weiter treiben? Ja man kann es wirklich, wovon Hr. Sch. selbst sofort den Beweis liefert, wenn man die ganze Stelle ins Auge fasst. Ich stellte als Hauptsatz, als wichtigen Beweis für die hier zu suchende Heimat des Gedichtes, auf, dass der Inhalt desselben noch im Volke bekannt ist; davon sagt Hr. Sch. kein Wort; ich führte nebenher eine Vermuthung an, die ihren guten Grund hat, aber die ich selbst als Vermuthung bezeichnete; auf diese wirft sich Hr. Sch. mit blinder Wuth und bekämpft mit allen ihm möglichen Gründen

---

*) Diesen schulmeisternden Ton mag ich ihm wohl zu gute halten, da er zu der Zeit, als es ihn drängte, meinen Helmbrecht zu recensiren, in Bagnères de Bigorre pädagogischen Pflichten obzuliegen hatte.

Behauptungen, die ich gar nicht vorgebracht habe. Wenn wir endlich selbst von dem hier so sehr in den Vordergrund gestellten Hass des Vaters reden wollten, so gebe ich Hrn. Sch. zu bedenken, dass das schreckliche Schicksal und der erschütternde Tod des jungen Helmbrecht wohl auch den Zorn des Vaters so weit könnten versöhnt haben, dass er selbst in christlicher Liebe für seinen verlornen Sohn betete und wohl auch wünschte, dass andere für ihn beten möchten. Der kernhafte, streng sittliche Charakter des Alten verbietet wenigstens eine solche Vermuthung gewiss nicht. Ueber den Schlusssatz, dass der blinde Helmbrecht ein Jahr lang umherstrich und auf dem Schauplatz seiner früheren Räubereien gehängt wurde, brauche ich kein Wort zu verlieren, da mein Kritikus die hieher bezüglichen Stellen meiner Erklärungen entweder nicht gelesen hat, oder sie in seiner Weise einfach übergeht, weil sie nicht in seinen Kram passten.

„Dass in dortiger Gegend nach der Versicherung eines Pfarrers bei Hochzeiten die Brautleute sich" (lies: einander) „auf den Fuss zu treten suchen, um zu erkennen, wer von ihnen das Regiment im Hause führen wird, beweist gar nichts. Das „uf den fuoz er ir trat" (v. 1534), wird gewiss besser als symbolische Handlung, denn als ein roher Unfug aufgefasst. Ausserdem fand ja auch Gotelindens Hochzeit nicht in derselben Gegend statt."

Die geringschätzige Erwähnung des Hrn. Pfarrers Saxeneder in Ueberackern, dessen regem Forschungseifer und genauer Kenntniss jener Gegend man hauptsächlich die örtlichen und mundartlichen Aufschlüsse zu danken hat, gehört zur ganzen Taktik meines Kritikers.

Mit der Zurückführung der hier erwähnten Sitte auf die Erklärung Wackernagels (in Haupts Zeitschr. II. 548) bin auch ich einverstanden und habe daher das betreffende Citat in meinem Nachtrage nachgeholt. Dagegen wäre es ganz überflüssig, den heutigen „Unfug" davon zu trennen; denn es wird diess weder der erste noch der letzte jetzige Unfug sein, in welchem man ein Rechtsalterthum erhalten findet.

Wenn es immerhin bedeutsam ist, dass die oben erwähnte Unsitte gerade da noch fortbesteht, wo man sie für das XIII. Jahrhundert angegeben findet, so bin ich doch den Freunden des Helmbrecht die Erklärung schuldig, dass ich seitdem gefunden habe, dass dieselbe hie und da auch noch in andern Gegenden lebt. Von hohem Interesse in dieser Beziehung ist eine Stelle in I. E. Polak's Beschreibung seines Aufenthaltes in Persien*)

*) Persien, das Land und seine Bewohner von Dr. J. E. Polak. Leipzig 1865.

I). S. 212 f.). Seine Worte sind: Nach einem herrschenden Vorurtheil wird derjenige von den Gatten, welchem es gelingt, zuerst auf den Fuss des andern zu treten, die Oberhand im Hause haben, daher man sich beiderseits in eifrigem Wettstreit darin zuvorzukommen trachtet. Während dieser Scene poltern die Frauen im Nebenzimmer und rufen: Zuû bäsch (beeile dich)". Höchst eigenthümlich, dass sich in so grosser räumlicher Entfernung und unter ganz andern religiösen und socialen Verhältnissen die gleiche Sitte so genau stimmend (man vergleiche meine Bemerkung zu V. 1534) wieder findet. Gewiss ein sicheres Zeichen für das hohe Alterthum derselben! —

Was Hr. Sch. bezüglich der Mundart sagt, ist durch das was in meinem Büchlein S. 16 Nr. 2 steht, bereits zum Voraus genügend gewürdigt.

Ich habe nunmehr alle Einwürfe, die Hr. Sch. vorbringt, durchgegangen, habe die meisten wörtlich angeführt, nichts verschwiegen, nichts verdreht, ihm nichts zugeschoben, was er nicht wirklich gesagt hätte. Die Schlussfolgerung aus dem Ganzen ist ziemlich einfach. Dreierlei Dinge sind es in der Hauptsache, die ich beigebracht habe:

1) directe Beweise durch den Nachweis der Oertlichkeiten: Helmbrechtshof, Wanghauser Brunnen, Hohenstein, Aldenberg. Diese sind so zwingend, dass selbst Hr. Sch. sich nicht anders helfen konnte, als dass er eine zu ihren Gunsten geschehene Fälschung annahm. Ich rechne zu diesen Beweisen auch noch die Kienleite und sogar den im Nachtrag gegebenen Loh;

2) indirecte Beweise und Vermuthungen, z. B. das Fortleben der Geschichte im Volke, der weisse Schacher, die seltne Worte des Gedichtes noch jetzt zeigende Mundart; diese sind entweder übergangen, oder als nichtssagend bezeichnet;

3) einzelne neue Wort- und Sacherklärungen; von diesen schweigt Hr. Sch. ganz; nur zu der Erklärung der Redensart „ûf den fuoz er ir trat" fügt er bei, dass sie nichts „beweise", was sie ja auch gar nicht sollte.

Gerne gestehe ich zu, dass von den indirecten Beweisen mancher, für sich allein stehend, wenig bedeuten würde, aber in ihrer Gesammtheit verstärken sie die Beweiskraft der directen Gründe wesentlich.*)

---

*) Wenn es erlaubt wäre, einen bewährten Mann der Wissenschaft, wie Hr. Prof. Müller in Göttingen und einen Hr. Dr. C. Schröder zusammenzustellen, so möchte ich auf den Gegensatz aufmerksam machen dass jener die meisten Dinge, welche Hr. Sch. verwirft, als richtig an-

Uebrigens bin ich auch so Hrn. Sch. für seine Anstrengung dankbar, denn er hat, wenn auch gegen seinen Willen, einen neuen Beweis für die Richtigkeit meiner Aufstellungen geliefert. Wenn es schon bezeichnend ist, dass zur Rettung der Angaben der Berliner Handschrift kein anderer Kämpe zu finden war, als gerade dieser, so ist es noch eigenthümlicher, dass auch dieser zu einem solchen Gewebe von Unwahrheiten, Verdrehungen und absichtlichen oder unabsichtlichen Missverständnissen Zuflucht nehmen musste, um einige für druckbar gehaltene Seiten zu liefern. Wenn ich oben sage „gerade dieser", so meine ich damit denjenigen, der durch seine Helmbrechtübersetzung sattsam bewiesen hat, wie wenig er fähig ist, einen solchen Gegenstand zu begreifen und zu behandeln, und der aus Erfahrung wissen konnte, dass er auch nicht zum Recensenten geboren ist. Er hätte sich ja nur an das Schicksal der Theaterrecensionen erinnern dürfen, welche er vor 1½ Jahren für ein hiesiges Tagblatt lieferte. (Vergl. die Nummer 72 und 73 der Beilage zum Bayr. Kurier 1864, wo in einem grösseren Aufsatz dieser Theaterrecensent vernichtend gewürdigt ist. Die Länge dieses Aufsatzes erlaubt nicht ihn hier mitzutheilen; genug, dass Hrn. Sch. der ärgste Vorwurf gemacht ist, der einem nicht von eigenen Gedanken lebenden Literaten gemacht werden kann und dass der Beweis so genau geliefert war, dass der Betreffende nichts zu entgegnen wusste, aber auch nicht mehr recensirte. In ähnlicher Weise liesse sich auch der oben erwähnte drollige Widerwille gegen einen Referenten historischer Thatsachen genau erklären.

Vielleicht wird sich mancher Leser wundern, dass ich auf die Widerlegung eines solchen Aufsatzes so viel Raum verwenden mochte. Ich hatte dafür mehrere Gründe. Vor allem wollte ich zeigen, dass es mir nicht bloss darum zu thun war, ein Buch in die Welt zu schicken, sondern dass ich auch später für dasselbe einstehe. Dann war das Werk meine Erstlingsarbeit, und bei einer solchen darf wohl einige Eifersucht den Erfolg überwachen. Man könnte sonst gar glauben, dass man mich literarisch todtgeschlagen habe und einem so eitlen Wahne muss die einfache

---

erkennt und ihren Nachweis als verdienstlich hervorhebt, während umgekehrt von dem, was jener rügt, dieser trotz seiner Sucht alles mögliche zu tadeln, nichts gemerkt hat. Die Rügen betreffen die antiquirte Bemerkung zu gnippen, die durch den Nachtrag bereits gut gemacht ist, die Erklärung zu V. 299, die ich gerne zurücknehme, und die Deutung der Redensart, haet ich dan alle vische, die ich ebenso auffasste, wie Hr. Prof. Müller verlangt (Erkl. zu V. 783), zu der ich aber auch einen andern Erklärungsversuch machte, lediglich weil Hr. Prof. Pfeiffer (Forschung und Kritik S. 25) diese Stelle ausdrücklich mit einem „was heisst das" begleitete.

Nächstenliebe auch den Widersacher entreissen. Endlich hatte der Aufsatz sich in einem wissenschaftlichen Blatte breit machen dürfen und musste daher mit andern Augen betrachtet werden. Hierüber mag es mir erlaubt sein, meine Verwunderung auszusprechen und diese Abhandlung als einen eigenthümlichen Beitrag zur Geschichte der germanistischen Kritik hinzustellen. Und ein solcher hält sich dann für berufen oder wird für berufen gehalten, über eine ernste wissenschaftliche Arbeit zu Gericht zu sitzen. Es ist mir leid, dass ich durch die Natur der Sache und die unwürdige Art des Angriffs gezwungen worden bin, so weit zu gehen; aber wenn eine wissenschaftliche Streitfrage in solcher Weise vergiftet wird, dann ist es Zeit, entschieden dagegen aufzutreten. Ich habe in meinem Büchlein jede Polemik, auch wo die beste Gelegenheit gegeben war, sorgfältig vermieden, mit der einzigen Ausnahme, dass ich die Autorität der Ambraser Handschrift gegen vorausgegangene Angriffe in Schutz nehmen musste. Am allerwenigsten hätte Hr. Sch. Ursache gehabt, meine Arbeit in seiner anmassenden Weise zu behandeln.

Uebrigens erkläre ich gern: Sollte die Germania für passend erachten, den Streit über die Helmbrechtfrage fortzusetzen oder vielmehr neu aufzunehmen, so wird sie mich immer wieder an meinem Platze finden. Für Hrn. Sch. habe ich, wenn ihm nicht ganz andere Argumente an die Hand kommen sollten, keine Erwiderung mehr. Wer mit solchen Waffen in den Kampfplatz tritt, den lässt man stehen, und seine Hiebe in den Wind führen, in der sicheren Ueberzeugung, dass solche Angriffe immer nur das Gegentheil von dem erreichen was sie beabsichtigen.

Anhang.

Zu gleicher Zeit mit meiner Helmbrechtausgabe erschien in Wien eine Uebersetzung des Gedichtes von Dr. C. Schröder. Ich wurde sofort mehrseitig aufgefordert, ein Urtheil darüber abzugeben. Da ich aber nach erfolgter Durchsicht bemerkte, dass sich nichts Gutes darüber sagen liesse, so wollte ich lieber schweigen. Auch jetzt würde ich diess lieber thun, aber eine Höflichkeit fordert die andere. Nachdem Hr. Sch. es der Mühe werth gefunden hat, auf die Besprechung meiner Arbeit ein paar Druckseiten zu verwenden, bin ich ihm Aehnliches schuldig.

Er sagt von seiner Arbeit am Schlusse der Vorrede: „Die Uebertragung hat sich möglichst an den Wortlaut des Originals gebunden. Nur der etwas ungeschickte Anfang und die breite Moral des Schlusses wurden geändert und gekürzt, wie auch die vielfach störenden Flickverse, die nur des Reimes wegen da sind, nach Möglichkeit ausgemerzt wurden. Hoffentlich werden diese Aenderungen dem Ganzen nicht zum Schaden gereichen."

Es wäre überflüssig, dazu viele Bemerkungen zu machen. Nachdem Hr. Sch. mich tüchtig geschulmeistert hat, kann es mir nur ein Trost sein, dass selbst der Dichter so übel wegkommt. Kurz zuvor hatte mein Kritikus bemerkt, dass der ernste, mahnende und strafende Ton des Bruders Wernher mit dem in unserm Gedicht herrschenden Tone gut zusammenklinge; gleich darauf aber findet er ungeschickten Anfang, breite Schlussmoral, viele Flickverse. Und erst die Uebersetzung! Flickwörter, wie: o, auch, so, gar, keck, doch, geschwind, just; Flicksätze, wie: wie sich's gebührt, und das besonders im Munde des alten Bauers Helmbrecht schön klingende, häufig wiederkehrende, süsselnde: ich bitte — lösen einander fortwährend ab; Flickverse, die nur des Reimes wegen da sind, aber von einem eigenthümlichen Geschmacke zeugen, finden sich in hinreichender Anzahl: statt der beiden Kerngestalten des Gedichtes bekommt man einen alten und einen jungen Gecken, deren ganze Sprechweise mit den trivialsten Redensarten aufgestutzt ist. Welche niedrige Meinung müssen Leser, die unsre herrliche mittelhochdeutsche Poesie nur aus einer solchen Verflachung und Verunstaltung kennen lernen, von derselben bekommen! Doch ich will hierauf nicht viel Raum verwenden, sondern nur zur Unterhaltung des Lesers einige hübsche Stellen als Beleg für obiges wiedergeben.

Original:	Uebersetzung:
154 Er ist noch raeze, der si treit.	126 Der alte Narr im neuen Kleid.
194 driu knöpfel von kristalle,	161 Zu so viel Knöpfen kamen doch Drei andre von Kristalle noch,
216 den wîben ez durch diu ôren klanc.	173 Daß jedes Aug' an ihm nur hing Und jedes Herzchen Feuer fieng.
424 Er sprach: „sun, so will ich dich mîner zühte lâzen frî.	386 Der Vater drauf: „So will ich dich *Verschonen* denn mit meiner Pflege.
487 Der vater sprach „nû gloube daz,	449 Der Vater sprach: „Bei meinem Eid!
549 dîn geniuzet wolf und ar und alle crêatiure gar	509 Dem Wolf und Aar nützt deiner Flur, Und der gesammten Kreatur,

Original.	Uebersetzung.
690 dô begunde er heim sinnen, als ie die liute phlâgen heim zuo ir mâgen.	651 Da fiel ihm eines Tages ein Es möchte wohl das Beste sein, Ein wenig heimzureiten Zu seinen Eltersleuten.
707 als in nie kalp erstürbe.	667 Als läg' ein Kalb im Sterben da.
751 dû hâst mich gwunnen dâmite sprich ein wort nâch unserm site,	715 Erhöre deines Vaters Bitte, Und sprich ein Wort nach deutscher Sitte,
769 des erschrac der wirt viel sêre. dô sprach er aber mêre bistuz Helmbreht mîn suon? ich siude dir noch hînte ein huon und brâte dir ab einez.	733 Gar sehr erschrack ob diesem Wort Der Alte; dennoch fuhr er fort: Bist du's, mein lieber Sohn Helmbrecht? Du kommst zum Essen g'rade recht; Ein Huhn soll schnell gebraten sein, Und eins gesotten dir allein.
802 niht guoter witze ich walte daz ich mîn rede verkêre:	866 Daß ich in fremden Zungen sprach, War nur ein schlechter Witz von mir.
835 der vater sprach „tür unde tor, dâ solt dû niht sîn lenger vor;	799 Da rief der Vater: „Komm geschwind Herein in's Tor, mein liebes Kind
904 sage mir, sun, wie der sî;	868 Mein Sohn, das sage mir, ich bitte,
1002 „vil süeze lîtgebinne,	966 „Viel holdes Schenkendiernelein,
1157 daz im ziuhet phluoc unt wagen. daz hilfet mir (zu einem neuen Gewande)	1120 Was er vor Pflug und Wagen spannte, Das treib ich heim in meine Lande,
1177 Der vater sprach „nû nenne mir, — — — — — — — — dîne gesellen die knaben	1139 Der Vater sprach: „Mein liebes Kind, Ich bitte, nenne mir geschwind Die Freunde dein, die wilden Knaben
1199 er lât niht an ir libe dem manne noch dem wîbe einen vaden vor ir scham, den fremden und den kunden sam.	1161 Er läßt dem Manne wie dem Weib Kein einzig Stückchen Zeug am Leib, Auch nicht so viel, die Scham zu decken, Und sollten alle drob verrecken.*)
1364 owê, swester Gotelint, diu sorge muoz mich smerzen, sol an dînem herzen als unedel gebûwer, des minne dir wirt sûwer, immer naht entslâfen!	1820 O weh, Gotlind, du armes Ding Sag an, soll mich es denn nicht schmerzen, Denk' ich, daß einst an deinem Herzen Liegt eines rohen Bauern Wanst, Den du ja doch nicht lieben kannst, Und nächtlich schläft an deiner Seite?**)

*) Von dieser schönen Zeile steht, nebenher bemerkt, keine Silbe im Original; sie ist also ganz aus Hrn. Sch.'s eignen ästhetischen Mitteln hergesetzt zur Verschönerung des Gedichtes!

**) Wanst am Herzen! Welch prächtiges Bild! Ja, so wenn der Verfasser des Helmbrecht gedichtet hätte, dann m ü s s t e er ein Fahrender sein und zwar ein Fahrender von — was für einer Sorte?

